

Nein, ich bin keine Feministin

Flur Verlag

“LEURS RAISONS”  
COLLECTION DIRIGÉE PAR ANDRE BILLY

---

POURQUOI  
JE NE SUIS PAS  
FÉMINISTE

PAR  
RACHILDE

PARIS  
LES ÉDITIONS DE FRANCE  
20, AVENUE RAPP, 20

—  
Copyright, 1938, by Rachilde

Titelblatt der französischen Originalausgabe

## ENTSCULDIGUNG

**B**evor ich mich zu einem Thema äußere, das so viel Raum für Kontroversen bietet, muss ich mich für den anmaßenden Titel entschuldigen. Nicht ich habe ihn gewählt, denn ich bin überzeugt, dass es weder in der literarischen Welt noch in der Öffentlichkeit irgendjemanden interessiert, weshalb gerade ich nicht die Ansichten meiner modernen Zeitgenossinnen teile.

Da ich lange vor diesen Zeitgenossinnen zur Welt kam, kann ich nur über eine Art literarischer Wahrsagerei mit ihnen gleichziehen, die dazu nur pessimistisch ausfallen kann, nämlich als Warnung vor einem ... Sittemgemälde.

Ich hatte nie Vertrauen in die Frauen, zumal mich das ewig Weibliche gleich zu Beginn unter der Maske der Mütterlichkeit in die Irre geführt hat; und in mich selbst habe ich auch kein besonders großes Vertrauen. Ich habe

stets bedauert, kein Mann zu sein, nicht etwa, weil ich von jener anderen Hälfte der Menschheit mehr halten würde, sondern weil ich aus Pflicht oder Neigung gezwungen war, wie ein Mann zu leben und die Last meiner jungen Jahre allein zu tragen; und da wäre es vorteilhaft gewesen, wenigstens die Privilegien der Männer, wenn schon nicht deren Äußeres zu haben. Der Hang zu einem männlichen Habitus gab mir keineswegs den Wunsch ein, mir nicht zustehende Rechte anzueignen. Ich habe stets als *Individuum* gehandelt und nicht geplant, eine Gesellschaft zu gründen oder die bestehende durcheinander zu wirbeln. Ich schätze das logische Denken über alles, und wenn ich zugebe, eine Ausnahme zu sein (in manchen Fällen kann man eben nicht anders), dann möchte ich meine Ausnahmestellung nicht festigen, indem ich persönliche Irrtümer zu neuen Dogmen erhebe. Irgendwo habe ich geschrieben, dass, sobald eine kriminelle Tat gehäuft auftritt, man ein Gesetz erlässt, um diese Tat zu kanalisieren, anstatt sie zu sanktionieren; das ist aber eine schlechte Regierungsmethode.

Heutzutage geben sich sämtliche Tollkühnheiten als fortschrittliche Lebenskunst aus, ich glaube aber nicht

an diesen Fortschritt. Meiner bescheidenen Meinung nach scheinen wir vielmehr mit zunehmender Freiheit zum Baum der Erkenntnis zurückzukehren, aber nicht, um dort Äpfel der Liebe zu pflücken, sondern um wie die Affen hinaufzuklettern und dabei Grimassen zu schneiden, was etwas anderes ist, als das Gesicht aus einem üblen oder edlen Motiv zu verlieren.

Ich werde also versuchen, mir selbst und der Leserschaft zu erklären, *warum ich keine Feministin bin*, da mich der spitzzüngige und scharfsinnige André Billy<sup>1</sup> um diese Auskunft gebeten hat. Trotzdem habe ich gewisse Vorbehalte hinsichtlich der Stichhaltigkeit meiner

---

<sup>1</sup> André Billy (1882-1971): Französischer Autor und Journalist. Billy war Herausgeber der Reihe „Leurs raisons“, in der prominente Persönlichkeiten und Schriftsteller zu Wort kommen sollten. Die Titel waren alle nach demselben Muster gestaltet: *Pourquoi je suis ... (bouddhiste, catholique usw.)*, wobei allerdings viele der angekündigten Titel letztlich nicht erschienen, darunter auch ein Band *Pourquoi je suis féministe* des Theaterautors Maurice Donnay, der übrigens 1931 eine Adaption von Aristophanes Komödie *Die Weibervolksversammlung* veröffentlicht hatte. [Diese und weitere Informationen wurden der von Franck Javourez herausgegebenen französischen Neuausgabe von *Pourquoi je ne suis pas féministe* entnommen. Rennes: La Part Commune, 2024.]

Argumente. Wie alle Frauen bin ich ein außerordentlich reizbares Geschöpf, und wenn ich auch nicht zu Neurosen<sup>2</sup> neige, weil ich mich einer recht guten körperlichen Verfassung erfreue, so kann ich doch, wie alle Frauen, in den Ton einer Neurotikerin verfallen, sobald ich mich vom gesunden Menschenverstand entferne.

Heutzutage bildet sich jeder ein, und darin gleichen viele Männer den Frauen, dass es einem umso besser gehe, je weiter man vorwärtsstrebt. Ich aber glaube, dass man zu schnell voranschreitet und dass auf einer schiefen Ebene Widerstand ein Gebot der Vernunft ist, um einen Sturz zu vermeiden. Selbst wenn ein solcher Widerstand zum Glück – oder leider – nichts verhindert, so beweist er doch unsere Fähigkeit, sich gegen eine bestehende Ordnung oder Unordnung erheben zu können, und dies ist immer ein Beweis moralischer Stärke.

Nachdem ich im Guten wie im Schlechten viel erlebt habe, kann ich hier bloß die Bilanz meiner eigenen Erfahrungen anbieten. Ich werde das im vollen Bewusstsein der Gegebenheiten tun, und ich nehme mir diese

---

<sup>2</sup> Névrosée: Neurotikerin. Fester Begriff im 19. Jahrhundert für Frauen, die zu Hysterie und psychischen Erkrankungen neigten.

Freiheit als Repräsentantin wider Willen der ersten Feministinnen meiner Zeit – Repräsentantin zwar nicht aufgrund entsprechender Verdienste, aber doch wenigstens aufgrund des damaligen revolutionären Geistes, der sich gegenwärtig als reaktionär erweist; so dreht sich das Rad des Fortschritts, indem es das nach unten schaufelt, was oben war, ohne im Übrigen unser Dasein wesentlich zu verbessern.

Flur Verlag

## ERZIEHUNG

Alle Väter und Mütter können feststellen, dass der erste Instinkt des Neugeborenen, des *kleinen Männleins*, das *Schlagen* ist und der zweite, über eine List zu versuchen, einem Tadel zu entgehen.

Die Frau, die nicht instinktiv versucht zu *schlagen*, glänzt in der Kunst der List. In puncto Kraft ist sie also Zweite. Befreit man sie von den schwächenden Windeln und erteilt ihr das Recht zum Angriff, erreicht man kaum mehr, als sie mit nachahmender Brutalität auszustatten, die nichts gemein hat mit dem mehr oder weniger maßvollen Gebrauch tatsächlicher Macht oder deren mehr oder weniger ausgeprägten Logik. Werden die Jahrhunderte da Abhilfe schaffen? Werden sie die Kanten abschleifen? Unterdessen steht die Erziehung der mit gleichen Rechten ausgestatteten Frau noch bevor. Bevor man ihr das Wählen beibringt, müsste man ihr, wie üb-

rigens auch dem einfachen Volk, beibringen, die politischen Vertreter *leidenschaftslos* zu wählen. Selbst wenn man die Unterlegenheit der Frau in Bezug auf ihre sozialen Pflichten großzügig in Anschlag bringt, werden die Gesetze, die ihr alle Rechte zuerkennen, diese Nachsicht nicht aufwiegen.

Frauen sind *die unterlegenen Brüder* der Männer, einfach weil sie physische Nöte durchleben, die sie abhalten, *Gedanken zu verfolgen*, die alle Männer, selbst die weniger intelligenten, im Allgemeinen im Stande sind zu erfassen. Sie können große Künstlerinnen sein, exzellente Spekulantinnen, doch Kunst und Geschäft haben bei ihnen spielerischen Charakter: Genie oder Geld werden wie beim Kartenspiel vergeben, es handelt sich dabei einfach um Chancen. Eine ganz andere Sache ist es, täglich eine pünktliche Büroangestellte abzugeben. Da helfen keine Geistesblitze. Man muss Tag für Tag vernünftig und sogar aufrichtig mittelmäßig sein.

Wohlgemerkt, es gibt Ausnahmen, denen es infolge wunderbarer Perfektionierung gelingt, den männlichen Verstand sogar zu übertreffen; doch den Zeitpunkt für einen plötzlichen Bruch, einen Meinungsumschwung,

eine nicht nachvollziehbare Stimmungsschwankung würde die Natur beliebig festsetzen. Und ich glaube nicht, dass jene Ausnahmen, und wären sie noch so zahlreich und immer perfekter, dazu anregen könnten, die Frauen zu befreien und die anderen Sterblichen gleichen Ursprungs zum Vorteil nur einiger weniger zu begünstigen. Hat man die Anzahl der Mittelmäßigen erst einmal vergrößert, dann wird das nichts ändern. Man wird Bäuerinnen nicht freiwillig zum Wählen bringen. Man wird die Frauen der untersten Schicht nicht für eine Sache begeistern können, die keinen unmittelbaren Gewinn abwirft. Wenn es schon für Bauern oder Arbeiter eine Gelegenheit ist, ihre Zeit in Schenken oder bei Wahlversammlungen zu verlieren, muss dann gleich das ganze Haus für die öffentliche Arena geleert werden?

Gleichheit der Gehälter lasse ich gelten, doch nur bei gleichem Körpereinsatz, sofern es sich um manuelle Arbeit handelt, und bei gleichem Denkvermögen, sofern es sich um intellektuelle Aufgaben handelt. Die Frau, egal welcher sozialen Stellung, hat zwar eine blühende Phantasie, selten jedoch einen kultivierten Geist, der sich zu

übergeordneten Denkmustern aufschwingt, denn sie bezieht alles auf sich, weil ihre naturgegebene physische Schwäche ihr die Dinge von der kleinen Seite zeigt (die im Übrigen manchmal die richtige Seite ist!). Es gibt Dinge, die sie nicht versteht, die sie niemals verstehen wird. Und wäre es überhaupt nützlich, wenn sie sie verstünde?

A propos Lohngerechtigkeit: „Ja“, sagte mir ein Großindustrieller, der viele Frauen beschäftigt: „Sie arbeiten ebenso gut und fast *ebenso viel* wie die Männer und *das Angenehme* ist, dass man ihnen trotzdem nicht so viel wie den Männern bezahlen muss!“

Und nun?

„*Weibliche Abgeordnete*“, erklärte ein bedeutender Rechtsanwalt, den ich als aufrichtigen Verfechter der Justiz kenne, „werden wenigstens für Ligen gegen den Alkohol sorgen und für wirksame Gesetze zum Schutze minderjähriger Mütter ... Aber ich glaube kaum, dass man diese weiblichen Abgeordneten wählen kann, ohne zu trinken und ohne den Balg in seiner Wiege sich selbst zu überlassen!“

Und nun?

Ja! Ja! Das alles wird überhandnehmen. Das glaube ich wohl, aber es wird sich nicht häufen, ohne ein paar Unschuldige oder die Schwächsten unter die Räder kommen zu lassen: *die Bälger!*

Der Kampf der Geschlechter ist ein neuer Kampf, der zu den alten Kämpfen hinzukommt, und er wäre nicht so interessant, wenn er nicht zu einem ... *dritten Geschlecht* führen würde, nämlich dem der Arbeitsameisen oder Arbeitsbienen, die ihren Honig ausschließlich für die Königinnen machen (eine recht kostbare Erfindung für den Karnevalswagen<sup>3</sup>!), denn nie hat man so viel von Königinnen geträumt wie seit Beginn der demokratischen Zeiten, und deren gibt es so viele, dass der gesunde Volksverstand schlussendlich darin zu Tage tritt, dass er endlich die Königin der Königinnen wählen möchte! Je mehr sich ändert<sup>4</sup> ...

---

<sup>3</sup> Anspielung auf den seit vielen Jahrhunderten existierenden Karneval von Paris, für den stets „Königinnen“ gewählt wurden. Diese fuhren dann auf großen Karnevalswagen an der Zuschauermenge vorbei.

<sup>4</sup> Im Französischen steht hier nur als Andeutung „Plus ça change ...“ – damit ist sinngemäß gemeint: Je mehr sich ändert, desto mehr bleibt alles gleich.

Ich wurde unter Männern, von Männern erzogen, bis ich einundzwanzig war. Ich hatte nie eine Freundin in meinem Alter, und meine Muster für das ewig Weibliche waren damals nur meine Großmutter und meine Mutter, zwei ganz klassisch einander entgegengesetzte Frauentypen: der Typus von 1830, die *Romantikerin*, und der von 1870, die *Exzentrikerin*, die der *modernen Aufständischen* vorangehen sollte. (Nehmen wir dieses Wort *Aufständische* ohne schlechten Beigeschmack. Zu Beginn jeder heilsamen Evolution hat es stets verrückte Kerle gegeben, und alle Revolutionen beginnen mit einem Brand!)

Um den heiligen Urgrund des *Feminismus* zu erforschen, ist es vielleicht nicht erschöpfend, wenn ich wage, Ihnen zwei Frauen aus meiner Familie vorzustellen. Ich kann Ihnen ja schließlich nichts über Geschöpfe erzählen, die ich schlechter kenne, und daraus dann gewisse Rückschlüsse ziehen, die eigentlich die Analyse eines ganzen Lebens erfordern!

Ich bin schweigsam, demnach kontemplativ zur Welt gekommen. Ich habe also viel ins Blaue hinein beobachtet, jedoch fast immer, ohne Partei zu ergreifen, da mich niemand zu dieser oder jener Schlussfolgerung drängte.

Erst heute kann ich mir erlauben, wenn schon nicht zu entscheiden, so doch zu wählen, was weniger anmaßend ist. Ich muss zugeben, dass ich nie in einem Internat war, was mich manchen Erniedrigungen unterworfen hätte, die notwendig sind, um den jeder Gesellschaft innewohnenden Mängeln eine Form zu geben. Ich bin kompromissloser als andere, und dies gestattet meinem Leser, mir gegenüber die für richtig erachtete Vorsicht walten zu lassen.

Meine Großmutter (sie hieß *Isaline*, und dieser niedliche Name sagt alles über den sentimental Flitterkram ihrer Epoche) war eine korpulente Dame, noch recht hübsch, aschblond, mit Korkenzieherlocken, noch makellosen Beinen, winzigen Füßen und der fortwährenden Fähigkeit, sich von allem und jedem mit einem Zittern ihres Mundes und gänzlich unschuldsvollem Herzen rühren zu lassen.

Seit meiner Kindheit hatte meine Mutter mich gelehrt, sie lächerlich zu machen, sie sogar zu verachten, weil meine Mutter, so glaubte man wenigstens in der Familie, eine starke Natur war, eine gut organisierte Macht, die geborene Chefin, streng und vor allem ein Tugend-

drachen, der die Tugendhaftigkeit so weit trieb, meinen Vater nach meiner Geburt zum Zölibat zu verdammen, was, wenn ich mich nicht irre, zu allerhand Komplikationen in ihrer Ehe führte!

Die sanftmütige Isaline war, wie ich später erfuhr, die gänzlich unschuldige Rivalin ihrer Tochter gewesen. Ihretwegen war mein Vater, ein Don Juan der übelsten Sorte (nämlich der militärischen), in diese Ehe eingetreten oder sagen wir besser: gestürzt. Er hatte nämlich zunächst der sanftmütigen Isaline den Hof gemacht, die zurückscheute oder sich vielleicht auch ihrem Pflichtbewusstsein opferte, eine zur damaligen Zeit verbreitete Sitte, und statt ihrer selbst ihm die einzige Tochter angeboten hatte, ein eleganter Taschenspielertrick. Die einzige Tochter vermochte auch zu gefallen: sie war ... zum Fürchten schön (ihr ebenmäßiges Profil ist im Frontgiebel der Madeleine<sup>5</sup> zu sehen), eine begabte Musikerin, immer geistesabwesend, herablassend, kühl und dabei

---

<sup>5</sup> Gemeint ist die Kirche La Madeleine im 8. Arrondissement in Paris. Der Frontgiebel (1833, ein Werk des Bildhauers Philippe Joseph Henri Lemaire) zeigt das Jüngste Gericht. Vor dem stehenden Christus kniet Maria Magdalena in Profilansicht.

launenhaft; insgesamt repräsentierte sie eine Anomalie, denn ein allzu tugendhaftes Geschöpf ist immer anomal. Wie und weshalb diese Marmorstatue den Don Juan akzeptierte oder sich in ihn, der im Hinblick auf die Abstammung nicht eben viel verlangte, verliebte, der zudem Musik verabscheute und seine Geliebten so oft wechselte wie seine Garnisonen, weiß ich nicht, denn ich war noch nicht auf der Welt. Ich glaube aber, dass sich Extreme natürlicherweise anziehen und dass meine Mutter sich dem Gesetz des Stärkeren über den Schwächeren beugen musste, also den Wünschen des Angeseheneren in Bezug auf den, der das weniger ist. Ihre Liebe für das verkommene Subjekt, das manchen nur gar zu gut gefiel, bestand aus rächender Eifersucht. Meine Mutter, die schöne Gabrielle, oder auch – so wurde sie in der Provinz, in der sie lebte, genannt – der *Erzengel Gabriel*, erklärte: „Ein Treueschwur dauert das gesamte Leben zweier Eheleute!“, was der Gipfel weiblicher Anmaßung ist. Und mein Vater gab seinerseits zu: „So schön auch eine Statue sein kann, einer Frau aus Fleisch und Blut kann sie nicht das Wasser reichen!“ Und nach der mehr oder weniger leidenschaftlichen Hochzeits-

zeremonie sowie der Empfängnis seines Kindes dachte er gewiss an andere Dinge.

Meine Mutter, die mich den Respekt lehrte, den man mindestens der Form nach seinen Eltern schuldet, gab mir früh zu verstehen, mein Vater sei trotz der häufigen Gertenhiebe, die er mir auf die Finger gab, eine zu vernachlässigende Größe. Und als eine erste Lektion in hundertprozentigem Feminismus schärfte sie mir ein, mich jeglichen Gehorsams gegenüber diesem Mann zu enthalten, weil der Mann, „ein schmutziges und egoistisches Tier“, nicht das Recht habe, seinen verabscheuungswürdigen Einfluss auf tugendhafte Leute auszuüben. Die wahre, die einzige Familie, ist die Mutter, denn sie allein trägt das Kind aus und ist für seine Geburt verantwortlich, etc. etc.

Ich sah nichts Übernatürliches in diesen Verkündigungen des *Erzengels Gabriel* und, offen gesagt, ich verstand auch nicht viel davon. Diejenige, die das in meine geistige Wüste hineinpredigte, hatte für mich kleines Mädchen den Platz einer Gottheit inne, einer etwas wilden Gottheit allerdings (denn auch sie schlug mir während meiner Klavierstunden auf die Finger), die jedoch

ganz und gar anbetungswürdig war: *credo quia absurdum*.

Insgeheim bewunderte ich meinen Vater, ohne dass ich versucht hätte, mir seine Nichtswürdigkeit zu erklären. Trotz der Gertenschläge bewunderte ich ihn – aus Gründen eines ganz und gar weiblichen Kindischseins: Weil er wie die Adler der Sonne ins Gesicht sehen konnte; weil er so gut reiten konnte und weil er im Krieg gewesen war; doch empfand ich ihn als dermaßen distanziert, dass ich nicht wagte, ihm meine naive Sympathie zu bekunden. Ich wusste im Übrigen, dass er sich einen Jungen gewünscht hatte und dass es für ihn völlig natürlich war, jegliche Demonstration töchterlicher Zärtlichkeit zu verachten.

Meine Großmutter, diese Frau von 1830, hatte die den Vorzügen meiner Mutter entgegengesetzten Fehler, und gerade wegen dieser offensichtlichen Opposition gefiel sie mir. Sie war sanft, heiter, naschhaft und, proportional zur Anzahl der Konditoreien, die auf dem Weg zur Kirche lagen, gottesfürchtig, und sie fürchtete ihre Tochter, wie man den Teufel fürchtet, selbst in seiner Verkleidung als *Erzengel Gabriel*.